

© Reinhard Sieder. Neu bearbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten am 19. September 2009 auf dem 5. Hessischen Psychotherapeutentag „Sehnsucht Familie in der Postmoderne“, Frankfurt am Main. In leicht anderer und kürzerer Form erstmals publiziert in: Jürgen Hardt u.a. Hg., Sehnsucht Familie in der Postmoderne. Eltern und Kinder in Therapie heute, Göttingen 2010, 45-72.

Reinhard Sieder

## Familienmythos und romantische Liebe in der *condition postmoderne*

Mythen und wissenschaftliche Begriffe sind voneinander nicht so weit entfernt, wie wir, die Spätmodernen, gerne glauben möchten. Auch Begriffe der sozialwissenschaftlichen Familienforschung sind mythisch aufgeladen. Mit Jacques Lacan lässt sich sagen: Das Reale ist vom Imaginären durchdrungen, sobald es bezeichnet wird. Alles hängt davon ab, wer mit welchen Interessen, Hoffnungen und Kenntnissen über Familie spricht und Wünsche oder Forderungen an sie richtet. Vor allem die christlichen Kirchen, die jüdischen, muslimischen und buddhistischen Gemeinschaften, die verschiedenen Varianten der Regierungspolitik und die Humanwissenschaften erklären die Familie zum Anfang und zur Pflegestation allen Lebens. Viele verbinden damit die vielleicht primordiale Hoffnung auf ein totales Zuhause, in dem jede Entfremdung aufgehoben ist. Die nicht erst in letzter Zeit brüchige Triade von Vater, Mutter und (leiblichem) Kind wird von der Vorstellung ihrer natürlichen, unaufhebbaren Zusammengehörigkeit umhüllt. Der Mythos benutzt auffällig sinnliche Metaphern wie jene vom eigenen Fleisch und Blut oder vom gemeinsamen Dach. Obwohl zu belegen ist, dass Ehe und Elternschaft in den sozialen Klassen und in verschiedenen Zivilisationen der Welt, und auch im Lauf der Geschichte höchst vielfältig gestaltet und erfahren werden, zeichnet der Mythos ganz gegen alles Wissen ein zeit- und ortloses Bild. Er hebt die Geschichte auf und suggeriert, die Familie sei universal, ewig, heilig. Wer dies nicht respektiere, versündige sich.

\*

Vom gegenwärtigen Sehepunkt aus lässt sich die kapitalistische Produktionsweise der westlichen Moderne in drei Haupt-Phasen unterteilen: Erstens, die klassisch-liberale industriekapitalistische Produktionsweise. Sie beginnt in England im späten 18. Jahrhundert, in Kontinentaleuropa in der Mitte des 19. Jahrhunderts, und sie endet mit den dirigistischen, staatszentralistischen Kriegswirtschaften des Ersten Weltkriegs. Zweitens, die fordistisch-kapitalistische Produktionsweise ab den 1910er Jahren in den USA, ab den 1920ern und noch deutlicher ab den 1950er Jahren in Teilen Europas, Australiens und Südamerikas. Vom staatskapitalistischen Regime des Nationalsozialismus oder des italienischen Faschismus und von den staatssozialistischen Regimen wird die fordistisch-kapitalistische Produktionsweise nicht außer Kraft gesetzt, doch modifiziert: Eine zentral-staatliche Kontrolle der Rohstoffe- und Güterverteilung, die Vorgabe von Wirtschaftsplänen und Entwicklungsprogrammen, sowie die (vor allem im NS-Staat) rassistisch selektive Sozialpolitik überformen die kapitalistische Sozialökonomie, wozu auch die Reproduktion, u.a. das Paar- und Familienleben, das Schulwesen und öffentliche und private Erziehung gehören.

Die fordistisch-kapitalistische Produktionsweise endet in den von ihr bestimmten Weltregionen etwas ungleichzeitig im Lauf der 1970er und 1980er Jahre, allerdings wirken typische ideologische und mentale Elemente der fordistischen Produktionsweise weiter, so vor allem die Elemente des Vertrauens in technologischen Fortschritt, oder die Idee, dass Menschen arbeiten, um zu konsumieren und gut zu leben. Dennoch führen in den 1980er Jahren Umwälzungen im Weltwährungssystem und auf den Weltmärkten für Erdöl, Erdgas und andere Rohstoffe, der Zusammenbruch der „realsozialistischen“ Volkswirtschaften und auch die Öffnung der zuvor stark genossenschaftlich orientierten Wirtschaft der Volksrepublik China um 1980 insgesamt zu einer neuerlichen Veränderung der kapitalistischen Produktionsweise: sie wird als *neoliberal* (anfangs auch als postfordistisch) bezeichnet. Zu ihren wichtigsten Merkmalen zählen die Flexibilisierung der nach dem Ersten Weltkrieg etablierten Normalarbeitszeiten, Just-in-time-Produktion und Lean Management, die Verlagerung von Betriebsstätten in Länder mit niedrigerem Lohnniveau durch transnationale Konzerne, sowie die neoliberale Philosophie, den Staat zu ‚verschlanken‘ und den ‚Kräften des Marktes‘ und der Globalisierung weitestgehend freien Lauf zu lassen. In der Weltwirtschafts- und Finanzmarktkrise von 2007/ 2008 und in der Corona-Pandemie von

2020 geraten neoliberale Grundsätze in Bedrängnis. Investitionen der öffentlichen Hand (der Nationalstaaten, der Europäischen Union, der Weltbank etc.) in den Wirtschaftskreislauf nehmen zuletzt wieder zu; Kurzarbeitsmodelle oder der Vorschlag einer Verkürzung der Arbeitswoche sind Versuche von Staatsregierungen, den kapitalistischen Arbeitsmarkt wieder stärker zu regulieren. Es ist derzeit noch nicht absehbar, ob dies nur ein vorübergehender Eingriff in die neoliberale Produktionsweise ist, oder ihr Ende bewirken wird.

Jede der unterschiedenen Phasen brachte eine für sie typische Arbeitsmoral der Arbeiterinnen und Arbeiter, der Angestellten, der Beamten und des mittleren und höheren Managements und neue Formen des Arbeitens und Konsumierens hervor. In Schüben erhöhte sich die Produktivkraft des technologischen und wissenschaftlichen Wissens. Staatliche und kommunale Sozialpolitik setzte verstärkt auf humanwissenschaftliches, vornehmlich medizinisches und psychologisches Wissen in der Regulation des Ehe- und Familienlebens; Bildungspolitik organisierte und differenzierte ein öffentliches Bildungssystem, und so fort. Nur die hetero- und homosexuelle Partner-Liebe scheint sich der wissenschaftlichen Untersuchung bis heute tendenziell zu entziehen. Darauf weist schon hin, dass ihr immer noch zugeschrieben wird, romantisch, kognitiv nicht erklärbar zu sein. Sie wird mythisch verklärt und in ihren ökonomischen und sozialen Aspekten unterschätzt. Sie ist, so meine These, eine Produktivkraft besonderer Art.

\*

Der Familienmythos und das westchristliche Patriarchat haben auf die politisch-ökonomische Regulation der Reproduktion in der westlichen Moderne erheblichen Einfluss. Allerdings treten dem Mythos vornehmlich im Verlauf der Hohen und der Späten Moderne humanwissenschaftliche Thesen und Analysen, Varianten einer speziellen Bevölkerungs- und Familienpolitik und eine neue Sozialmedizin (Foucault 1976) gegenüber. Staatssozialistische und völkische bzw. faschistische Planungsideen, feministische Kritik, sozialdemokratische Reformmodelle u.a. treten dem Familienmythos entgegen oder nützen ihn auf ihre Weise. Ab Mitte der 1970er Jahre tritt in vielen Ländern Europas und Nordamerikas eine explizit anti-patriarchale, oft auch familienskeptische, radikal-feministische Erzählung auf die Bühne. Es ist hier leider nicht der Platz, die vielfältigen Konfrontationen des Familien-Mythos mit der westlichen Moderne detailliert auszuführen.

\*

Demographische Datenreihen zeigen messbare Effekte der regierungspolitischen und marktwirtschaftlichen Eingriffe in das Paar-, Ehe- und Familienleben. Von 1970 bis um 2000 verdoppelt sich die Zahl der Mutter-Kind-Familien. Die Trennungen und Scheidungen nehmen stark zu und die Scheidungsquote steigt in der fordistischen Phase und bleibt auch in der neoliberalen Phase hoch; große Städte erreichen eine Scheidungsquote von etwa 50 Prozent, ländliche Regionen ziehen langsam nach. Als Folge lebt ein wachsender Teil aller Kinder und Jugendlichen eine Zeit lang mit einem nicht leiblich verwandten Erwachsenen zusammen, der hauswirtschaftliche und elterliche Aufgaben im Familiensystem übernimmt.

Empirische Forschungen zeigen, dass Trennung und Scheidung des Elternpaares andere psychosoziale und soziologische Folgen für die Folgefamilie und insbesondere für die Kinder haben als der Tod eines Elternteils. Der alte Begriff Stieffamilie ist unpassend. „Patchwork-Familie“ lautet der bevorzugte Term für ein Familiensystem, das sich nach Trennung und Scheidung von Eltern sehr oft über zwei oder mehr Haushalte erstreckt, solange Kinder regelmäßig Kontakt zu beiden (leiblichen) Eltern haben. Im Begriff Patchwork-Familie (präziser wäre: Patchwork-Familiensystem) steckt weitaus mehr systemisches Denken als im Begriff Stieffamilie, der nur auf ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen einem Erwachsenen und einem Kind im einzelnen Haushalt abstellt und zudem falsche, vorwiegend pejorative und entmutigende Assoziationen auslöst (Sieder 2008).

Homosexuelle Paare werden in westlichen, liberal oder sozialdemokratisch geprägten Gesellschaften zunehmend akzeptiert. Auch sie betreuen immer öfter mit ihnen lebende Kinder, relativ unabhängig vom Verwandtschaftsverhältnis. Lesbische Paare haben Kinder aus heterosexuellen Kontakten oder aus inseminierten Schwangerschaften und teilen soziale und leibliche Elternschaft (Herrmann-Green u. Herrmann-Green 2008). Für schwul-lesbische Paare, die mit Kindern zusammenleben, wurde der Begriff „Regenbogenfamilie“ eingeführt, um die neue Vielfalt der Möglichkeiten auszudrücken (Bühler 2000; Mesquita 2009).

Feministisch inspirierten Frauen erscheint es bei Gewalt, Missbrauch oder Indolenz des Mannes wünschenswert, dass er nicht im selben Haushalt lebt. „Kein Herr im Haus“ ist in den 1990ern nicht nur eine Defizit-Beschreibung, sondern auch ein feministisches Postulat (Heiliger 1993; Simsa 1994).

Für gleichgeschlechtliche Partner, die ein ( von einem der Partner leiblich abstammendes, adoptiertes, oder in Pflege genommenes) Kind bzw. mehrere Kinder aufziehen, ist die Binarität der Geschlechter auch im Eltern-Subsystem nicht mehr gegeben. In Regenbogen- wie in Patchwork-Familien wird bei einem der Partner die psycho-soziale von der biologischen Elternschaft entkoppelt: praktisch, normativ und mental. Eine Frau kann väterliche soziale und mentale Funktionen für ein Kind erfüllen, ein Mann verhält sich unter Umständen ausgesprochen mütterlich.

Die Liberalisierung des Ehe- und Familienrechts und des Scheidungsrechts ab Mitte der 1970er Jahre, des Kindschaftsrechts um 2000 und die nun schon mehrjährige Diskussion über geeignete Rechtsformen für schwul-lesbische Paare tragen diesen Veränderungen Rechnung (Mottl 1997; Pelikan 2002; Neuwirth 2009). Das Familienrecht wird – in demokratisch verfassten Gesellschaften ist dies auch geboten – an die neuen Lebensformen und -praktiken angepasst.

Angesichts dessen geraten auch Frauen und Männer, die noch in eher konventionell verstandenen ersten Kleinfamilien leben, unter wachsenden Druck, ihr praktisches Zusammenleben, das entgegen allen Bekenntnissen und Vorsätzen patriarchale Züge beibehält, zu reflektieren, nach Verbesserungen zu suchen oder in Frage zu stellen.

Ein Kriterium, das dabei angelegt wird, kommt aus der Betriebswirtschaft: *Partnerschaft*. Der Begriff wird auf heterosexuelle ebenso wie auf gleichgeschlechtliche Paare angewandt. Allerdings überdeckt und beschönigt er schon dort, wo er entstanden ist, ein antagonistisches und konfliktreiches Verhältnis: Objektiv abhängige Arbeitskräfte werden in Wirtschaftsbetrieben gern als Partner bzw. als Partnerin adressiert, um sie zu motivieren, sich mit dem Unternehmen und den ihnen aufgetragenen Arbeitsaufgaben zu identifizieren.

Auch auf das Ehe- und Familienleben übertragen, bleibt der Begriff vage und euphemistisch. Der Streit, ob ein Ehe- oder Beziehungs-Partner hinreichend partnerschaftlich wäre, kann stets geführt werden. Die Bereitschaft, den Streit zu führen, signalisiert, dass es sich um einen als wichtig empfundenen Konflikt im Alltagsleben handelt. Die Bereitschaft zum Streit bzw. zur Aushandlung einer Lösung ist kein Spezifikum einer privilegierten, sehr gut gebildeten und ausgebildeten „neuen Mittelklasse“ (Reckwitz 2019, 86), obwohl kulturindustriell öffentlich vorgestellte Milieus der sog. Prominenten eine gewisse Vorbildwirkung haben mögen. Untersuchungen belegen: In allen sozialen Klassen der westlichen Gesellschaften hinken die Praktiken des Paar-, Ehe- und Familienlebens

wenigstens seit den 1920er Jahren den normative Vorstellungen von Gleichberechtigung und Geschlechtergerechtigkeit hinterher. Während Männer schon im klassisch-liberalen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts von ihren Ehefrauen für die Erwerbsarbeit freigesetzt wurden und nach Bildungs- und Ausbildungsgängen höhere Einkommen erzeugten, wurden Frauen erst im Lauf des 20. Jahrhunderts in wachsender Zahl zum Studium und zu qualifizierten Berufen zugelassen. Generationen von erwerbstätigen Männern gewöhnten sich daran, von ‚ihren‘ Frauen bedient und umsorgt zu werden. Übrigens war das einer der Gründe, warum viele Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten – auch im Roten Wien – das privat-genossenschaftliche Angebot des Einküchenhauses mit bezahltem Hauspersonal, Speisesaal und Zentralküche ablehnten. Sie bestanden darauf, von ihren Ehefrauen und Lebenspartnerinnen ‚persönlich‘ bekocht, bedient und versorgt zu werden, wie dies in den Gemeindebauten auch der Fall war. (Pirhofer, Sieder 2016, Sieder 2019)

Auch im Übergang von der fordistischen zur neoliberalen Produktionsweise in den 1980er und 1990er Jahren zeigten sich Männer und Frauen in verschiedener Weise an juristischen und sozialen Reformen ihres Zusammenlebens interessiert. Die in den Paar-Konflikten drängenden Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste sitzen tiefer im psychosomatischen System der Personen als deren kommunikative, logische, administrative oder technische Fertigkeiten, die rascher adaptiert werden können (und müssen).

Dennoch sind in der westlichen Hoch- und Spätmoderne auch erhebliche Fortschritte im Sinn einer Demokratisierung des Familienlebens bzw. eines höheren Interessenausgleichs zwischen Frauen und Männern und Eltern und Kindern zu verzeichnen. Männer übernehmen Aufgaben in der Elternschaft, die noch ein oder zwei Generationen davor als mütterlich bzw. weiblich angesehen wurden. Männer, die sich als Väter stärker engagieren, erfüllen nicht bloß eine ihnen auferlegte Pflicht. Sie nehmen ihr Bedürfnis nach einer emotional und sozial guten Vater-Kind-Beziehung stärker wahr (Sieder 2017).

Frauen beanspruchen, ihre Erwerbsarbeit auch nach der Geburt von Kindern beizubehalten. Erstmals in der westlichen Moderne beanspruchen nicht nur privilegierte Frauen, sondern auch Frauen der neuen und der alten Mittelklasse, von ihren Ehemännern und Lebenspartnern unabhängige, autonome Sozialkontakte, Sport- und Freizeitaktivitäten. Der im Alltag präsente Partner und Miterzieher wird von ihnen bevorzugt und in dem von der neuen Mittelklasse dominierten öffentlichen Diskurs als Rollenmodell hervorgehoben (Jurcyk, Lange 2009; Schneider 1989; Hawkins, Dollahite 1997; Matzner 1998 und 2004;

Walter 2002). Immer weniger Frauen der neuen Mittelklasse und der Unterklasse ziehen die patriarchale Paarbeziehung vor.

Die neue Mittelklasse trägt die gesellschaftlichen und ökonomischen Transformationsprozesse des späten Fordismus und der neoliberalen kapitalistischen Produktionsweise maßgeblich mit (Reckwitz 2019). Sie verlangt Bildungsreformen und beteiligt sich aktiv als Eltern an ihnen, sie besetzt die postindustriellen High-Tech- und IT-Berufe und stellt die beratenden und führenden Expertinnen und Experten in Ökonomie und Geldwirtschaft, in Technik, Kultur-, Sozial- und Naturwissenschaft und Humanmedizin. Was die neue von der ‚alten‘ Mittelklasse unterscheidet, ist ihre höhere Ausbildung, ihr Wissen und ihre sozialökonomische Kompetenz. Die zu einem Teil aus der alten Mittelklasse abgestiegene Neue Unterklasse (Reckwitz 2019, 102 ff.) hingegen leidet an prekären und schlecht bezahlten Arbeitsplätzen oder bezieht Notstandshilfe bzw. Hartz IV und lebt auch mit zwei oder mehr „geringfügigen Beschäftigungen“ an der Armutsgrenze. Hier finden wir neben Zuwanderern (Arbeitsmigranten und Fluchtmigranten) mit geringer Bildung und Ausbildung verhältnismäßig viele ledige, getrennte oder geschiedene, schlecht oder gar nicht ausgebildeten Frauen mit Kindern.

\*

Seit den 1970er Jahren werden konträre Strategien zur Überwindung des Patriarchats römisch-christlicher Prägung entworfen und ausprobiert: die etwas übereilte Verabschiedung der Männer aus dem Familienleben durch mutige oder gedemütigte, oft seelisch und körperlich misshandelte Frauen, oder durch Frauen, die ihre sexuelle Orientierung verändern und lesbische Beziehungen eingehen; aber auch die konträre Strategie der Integration des Mannes in das Paar-, Ehe- und Familienleben als „Partner“, „Miterzieher“, „neuer Vater“ oder „väterlicher Freund“ des nicht-leiblichen Kindes (Sieder 2000). Dieser Befund deutet darauf hin, dass der Verhandlungs- und Gestaltungsdruck, dem sich Frauen und Männer in ihrem privaten Leben ausgesetzt sehen, sich in der fordistischen Produktionsweise deutlich erhöht; auch in der neoliberalen Phase kommt diese Dynamik nicht zum Erliegen. Ohne Zweifel zählen die Paarbeziehung und die Eltern-Kinder-Beziehung zu den ausgeprägt antagonistischen sozialen Systemen der Hoch- und der Spätmoderne. In demokratischen Gesellschafts- und Staatsformen sind sie ein political issue ersten Ranges.

Frauen und Männer erheben – der fordistischen Maxime entsprechend – den Anspruch auf ein gutes oder ‚erfülltes‘ Sexualleben. Auch wenn sich die romantisch-erotische Liebe des Paares im Lauf der Jahre in eine weniger aufgeregte Gefährten- oder Partnerliebe verwandelt, sollen die kostbarsten Elemente der romantischen Liebe erhalten bleiben: Erotik und Sex. Aber viele Paare vermögen sich diesen Wunsch trotz erheblicher Bemühungen und sexualtherapeutischer Hilfe nicht zu erfüllen, zumal sich die durchschnittliche Dauer eines potenziellen (nicht abgebrochenen) Zusammenlebens seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts etwa verdreifacht hat. Nicht für den Honeymoon, nicht für die ersten Jahre der Beziehung und nicht für heimliche Affären, aber als Fundament einer sehr langen Ehe oder Lebenspartnerschaft ist das Modell der romantischen Liebe in Zweifel geraten. Die Frage wird zunehmend öfter erwogen: Gäbe es Alternativen? Um diese Debatte fundierter führen zu können, kann eine historische Re-Konstruktion, eine Geschichte der Liebe in der westlichen Moderne nützlich sein.

### **Eine kurze Geschichte der Liebe**

Weder das Modell der „leidenschaftlichen“ und „galanten Liebe“ des westeuropäischen Adels im 17. Jahrhundert, noch das der „romantischen Liebe“ der Bürgerinnen und Bürger im 18. Jahrhundert fügten sich klaglos in den zivilisatorischen Prozess, der die Gesellschaften der westlichen Moderne in ihrer Entwicklung bestimmte. Die Kernsignatur des Prozesses ist das Anwachsen der Zweckrationalität in allen Lebensbereichen. An die Stelle von Affekten, Gewohnheiten und Traditionen tritt der reflektierte, geplante, diskursiv verhandelte und öffentlich verkündete Zweck der Lebensweise und der Beziehungsformen (Weber 1920, Elias 1976). Freilich behält auch die zunehmend zweckrationale Gesellschaft Nischen der Ekstase, der Verschwendung, der Unvernunft und der sexuellen Überschreitung (Transgression). Aber ausgerechnet das kulturell und wirtschaftlich führende, städtische Bürgertum tritt dazu mit geradezu missionarischem Eifer in Distanz.

Disziplinierung erfasst nicht nur die Arbeitsverhältnisse, sondern auch das Erleben, Fühlen und Denken der Frauen und Männer in ihren intimen Beziehungen, ja sie bringt diese Beziehungen in ihrer spezifischen, modernen Form erst hervor. Frauen und Männer lernen ihre Affekte zu regulieren, Übertretungen zu beichten und sich Tag für Tag im Namen der Familie und der eigenen Kinder um die bestmögliche Leistung im Beruf, im Geschäft, in der Wissenschaft, im Amt, im Haushalt, in der Freizeit zu bemühen. Das städtische Bürgertum

erlangt darüber *kulturelle* Hegemonie, während ihm die *politische* Hegemonie im Staat zunächst versagt bleibt.

Der Prozess der Zivilisation (Elias 1976) und in ihm vor allem die Verschulung (Scholarisierung) integrieren die sozialen Klassen und unterscheiden sie zugleich voneinander. Dass auch Arbeiterinnen und Arbeiter, Angestellte der Industrie, des Gewerbes und des Handels, kleine Beamte und Bedienstete zu passablen Wohnungen, somit einem Paar- und Familienleben und einer Elternschaft und Kindheit nach bürgerlichem Vorbild gelangen, wäre ohne die Mission der philanthropischen Elite des Bürgertums und die sozialdemokratische Kommunal- und Sozialpolitik nicht möglich gewesen. Nur beiden zusammen gelingt es, einen wachsenden Teil der Unterklasse und den kleinbürgerlichen Teil der alten Mittelklasse in die kapitalistische Gesellschaft zu integrieren: als lohnabhängige Produzenten und bald auch als Konsumenten, als Staats-, Stadt- und Gemeindeglieder. So entsteht, was wir seit Antonio Gramscis zündender Idee (1934/1999) die *Fordistische Produktionsweise* nennen. Ein Effekt ist die weitere „Entzauberung der Welt“ (Weber 1920): Planung, Kontrolle, technisches und humanwissenschaftliches Wissen, Signaturen der Hohen Moderne, bestimmen die hochmoderne kapitalistische Arbeitswelt und das ihr affine Freizeit- und Familienleben.

Mythen werden freilich weiterhin erzählt. Mythen sind starke Erzählungen, die sich selber nicht begründen, denen sich aber kaum jemand entziehen kann; nur Skeptiker unter den zeitgenössischen Wissenschaftlern und Philosophen halten sie nicht einfach für wahr.

Ein solcher Mythos ist die Erzählung vom modernen Ehe- und Familienleben und *der Glaube daran*, als wäre dies eine „moderne Nachreligion“ (Beck-Gernsheim, Beck 1990). Max Webers berühmte Diagnose der Säkularisierung der Welt kann aber so, wie er sie dachte, nicht mehr gelten. Der Aufstieg von einigen Religionen zu Staatsreligionen, die Konjunktur von religiösen Fundamentalismen und Neo-Spiritualismen im Lauf des 20. und frühen 21. Jahrhunderts, aber auch das anhaltende Phänomen des Religiösen ohne offizielle Religion und ohne Kirche (Luckmann 1993, Berger 1973, Riesebrodt 2001) sind nicht zu übersehen.

Im Kern des christlichen, insbesondere des westchristlichen Familienmythos findet sich ein Sub-Mythos: der Glaube an die romantische Liebe zwischen Mann und Frau. Er füllt die durch Rationalisierung und Säkularisierung entstandene Sinn- und Sinnlichkeitslücke in ähnlicher Weise, wie es religiöse, fundamentalistische und spirituelle Bewegungen in der

Moderne tun.

\*

Um 1800 wird die Liebe der Ehegatten von der römisch-katholischen Kirche nach langwierigen Anstrengung seit dem ersten Tridentinischen Konzil gegen die Vernunftehe im Adel und im besitzenden Bürgertum starkgemacht. In diesem Kontext erlässt Rom auch ein Verbot der arrangierten Ehe und der Kinderehe (an denen die byzantinische Kirche und der Islam festhalten). In literarischen Texten taucht das Konzept einer Liebe des heterosexuellen Paares auf, die den geliebten Menschen in seiner leiblichen, erotischen, moralischen und intellektuellen Einzigartigkeit adoriert. Diese Liebe wird nach der geistes- und kulturgeschichtlichen Epoche, in der ihre Hebung zur Norm oder zum Ideal erstmals gelingt, die romantische Liebe genannt.

Es ist hier nicht der Platz, die Frage zu stellen, was etwa zur gleichen Zeit in den byzantinischen, islamischen, buddhistischen, hinduistischen oder ‚naturreligiösen‘ Zivilisationen geschieht. Es sei aber darauf hingewiesen, dass es nach der für mich überzeugenden These von Shmuel N. Eisenstadt mehrere Modernen gibt (Eisenstadt 2000). Die westliche, vorwiegend jüdisch und christlich geprägte Moderne kennzeichnet freilich nicht Homogenität, sondern sozialökonomische Verschiedenheit. Schon die vor- und frühmoderne Gesellschaft ist auf Leitdifferenzen des Grund- und Hausbesitzes, der Guts- und Grundherrschaft versus Lehen und Leibeigenschaft aufgebaut. Die kapitalistische Produktionsweise erzeugt neue soziale Klassen. Der höfische Adel Europas kennt folglich andere Ideale, Symbole und Praktiken der Liebe als die Stadtbürgerinnen und -bürger; und diese unterscheiden sich von den besitzlosen Landarbeitern, Dienstboten und Tagelöhner/innen auf dem Land und vom Proletariat der Städte (Sieder 2008, 23 ff.; Sieder 2004, 95 ff.). Was aber verändert sich im Übergang von der Aufklärung zur Romantik um 1800? Der Vorgang verändert die Personen selbst und ihren Sozial- und Geschlechtscharakter. Der männliche Bürger wird aufgerufen, sich selber sorgsamer zu verwalten, auf sein Gewissen zu hören, als ‚Hausvater‘ alle Angehörigen des Hauses religiös, moralisch und disziplinar zu überwachen, Kindern Ehrfurcht vor seiner hausväterlichen Autorität anzuerziehen und sie auf die Arbeit bestmöglich vorzubereiten. Hier entsteht das Rollenmodell des Patriarchen, des für sein Haus, seine Angehörigen, sein Unternehmen, sein Amt, sein Personal verantwortlich sorgenden Hausvaters. Ein Modell, das wenig später (v.a. durch sozialdemokratische

Erziehung) auch in besitzlose Klassen übertragen und die gesamte Moderne hindurch gelten wird.

Die Politik der Moderne und ihre Spezialisten, die Politiker und ab dem frühen 20. Jahrhundert auch die Politikerinnen, übernehmen diesen Paternalismus im Umgang mit ihrer Klientel. (Paternalismus ist nicht an das leibliche Geschlecht gebunden.)

Die weibliche Antipodin wird komplementär konstruiert: Das Mädchen, die Frau steht – von kleinen Geschäften des Kleinbürgertums und dem später auch marktorientierten Bauernhaus abgesehen – nicht im Geschäft, nicht im kirchlichen oder weltlichen Amt, nicht in der Wissenschaft und auch nicht unter Waffen. In dieser subalternen Lage bedürfen bürgerliche Töchter und Frauen der Belehrung und des Schutzes durch ihre Väter, Ehemänner und Brüder. Agenturen, die dies fördern und betreiben – Subjektivierungs-Generatoren (Hahn 2000) – sind die Beichte und die Kontemplation in den christlichen und jüdischen Gemeinschaften, das Schreiben von Briefen, Tagebüchern und Memoiren, schöne Literatur und Poesie, das Theater als moralische Anstalt und eben auch eine teils vom höfischen Adel kopierte, teils von bürgerlichen Literaten gegen den Adel entworfene Praxis der Liebe des Mannes zur Frau und vice versa. Allerdings ist es keineswegs genau dasselbe, ob er sie, oder sie ihn liebt. Zu lieben wird eine geschlechterspezifische Praxis.

In ihren ersten literarischen Entwürfen – etwa in Goethes *Leiden des jungen Werther* (1776) oder in Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799) – bleibt die neue Form der Liebe in das stadtbürgerliche Haus und dessen patriarchale Arbeits- und Lebenswelt eingebunden, auch wenn die Liebenden oft gegen die bürgerliche Ordnung und Disziplin rebellieren und sich von Rücksichten auf Stand und Besitz befreien wollen.

So entsteht eine empfindsame Sprache für Introspektion und Innerlichkeit, die es ermöglicht, Gefühle der romantischen Liebe zu formulieren. Das romantische Gefühl, jedes Gefühl, nota bene, ist nicht außerhalb der Sozialökonomie und ihrer Geschichte. Mit Niklas Luhmann können wir zwar von einer (sprachlichen) Codierung der Liebe, mit Roland Barthes von einem Liebes-Diskurs sprechen (Luhmann 1983; Barthes 1984), aber zugleich ist zu betonen, dass die sozialen und wirtschaftlichen, herrschaftlichen und politischen Bedingungen in die romantische Redeweise über die Liebe Eingang finden. Sie ist nicht nur Gerede, sie entscheidet über Existenzen, Einkommen, Verbrechen, und über ein in seiner Dauer begrenztes Glück.

Umso auffallender ist, dass der Anfang, oder genauer, die frühe Phase ihres Auftritts in der

westliche Moderne, nicht frei von starken Widersprüchen ist. In ihrer ersten, heroischen, religiös und literarisch präsentierten Gestalt ist romantische Liebe für manches Paar ein unkalkulierbares und potenziell gefährliches Schicksal. Es empfindet und handelt leidensbereit und ‘anarchisch’. Darin unterscheidet es sich vom spielerischen Charakter und von der Delikatesse der *galanten* Liebe des höfischen Adels des 17. Jahrhunderts. Er weiß die Gefahren der Leidenschaft noch spielerisch zu zähmen und verfügt über alle Ressourcen, um parallele und serielle Beziehungen zu finanzieren und schadlos zu überstehen – nicht ohne zahlreiche Opfer, vor allem Frauen, zu hinterlassen (Steigerwald 2001).

In ihrer frühen Fassung rebelliert romantische Liebe gegen die Logik des wirtschaftlichen Kapitals und der damit verbundenen Macht. Im Namen der Liebe werden Gedichte gemacht, Duelle ausgefochten, Selbstmorde begangen und bürgerliche Existenzen ruiniert. Es wundert nicht, dass der romantische Liebescode bald an das bürgerliche Leben adaptiert werden muss. Die Vernunft kehrt in ehe- und familienpolitische Entscheidungen zurück, die im Bürgertum stets auch wirtschaftliches Gewicht haben. Der Kompromiss aus wirtschaftlicher Vernunft und romantischer Partnerwahl wird zur Regel.

Auch nach der sie schwächenden Adaption an das praktische Leben zeitigt die romantische Liebe zivilisatorische Wirkungen: Das in ihrem Namen arrangierte Ehe- und Familienleben soll nachhaltig nähren, regenerieren, Arbeitskraft spenden und neues Leben zeugen. Die romantische Liebe bleibt angesichts dieser ihrer Multifunktionalität eine geschlechterspezifische Interaktion und eine wechselseitige Projektion von Mann und Frau. Die Liebe der Frau zum Mann soll vor allem die Wunden heilen, die eine agonale Welt der Geschäfte, des Krieges und der Politik Männern schlägt. Die Liebe des Mannes zur Frau gilt der treu sorgenden Ehefrau und Mutter seiner Kinder, während sein sexuelles Begehren immer wieder nach außen tendiert. Auf diese Weise bringen romantische Liebe, westlich-bürgerliches Patriarchat und zweckrationale westliche Moderne einander hervor.

\*

Zwischen der kapitalistischen Produktionsweise und ihren bislang drei unterscheidbaren Stufen der Entwicklung und den diskursiven und praktischen Formen der romantischen Liebe entstehen – so meine These, die ich nun näher ausführen will – Wirkungszusammenhänge und strukturelle Affinitäten.

Im klassisch-liberalen Kapitalismus des späten 18. und 19. Jahrhunderts sind geschlechtliche, soziale und materielle (ökonomische) Differenzen weitgehend kongruent. Nur Besitzende erhalten in weiten Teilen Europas die Erlaubnis zur kirchlichen Heirat. Nur Männer führen einen großen Handels- oder Industriebetrieb oder eine Bank. Besitzlose Männer und Frauen bzw. Burschen und Mädchen hingegen werden aus dem kirchlich regulierten Ehe- und Familienleben ausgeschlossen. Außerehelich geborene Kinder werden von armen Müttern in Kost gegeben, sterben früh oder haben schlechte Lebenschancen. Besitzende Bürger in den Städten hingegen beherrschen und beherbergen ihre Frauen und Kinder in der eigenen Wohnung und im eigenen Haus, aber auch sie benötigen den Sanctus der christlichen Ortskirche oder den Segen des Rabbiners. Wollen Frauen und Töchter aus einer für sie nicht zufriedenstellenden oder gewalthaften Ehe ausbrechen, werden sie verstoßen oder finden den Tod wie Henrik Ibsens *Nora* (norw. Ein Puppenheim, 1879) oder Theodor Fontanes *Effi Briest* (1894/95).

### **Kommodifizierung der Liebe I: Fordismus**

Der sich nach dem Ersten Weltkrieg auch in Teilen Europas anbahnende *fordistische* Modus der kapitalistischen Produktionsweise gestaltet den Haushalt, das Familienleben, die Elternschaft und die Kindheit (Baader, Eßer, Schröer 2014, 226 ff.) so weit um, dass sie der Produktionsweise bestmöglich nützen. Der Konsum wird zum Promotor der Arbeitsdisziplin. Volkswirtschaftlich und demokratiepolitisch werden alle in Arbeit stehenden Bürgerinnen und Bürger und schon ihre minderjährigen Kinder für Ökonomie und Politik der Gesellschaft interessant.

Die industrielle Massenproduktion und der globalisierte Handel erzeugen einen Massenkonsum. Neue Massenparteien erfordern die politische Partizipation aller Staatsbürger und ab dem frühen 20. Jahrhundert auch aller Staatsbürgerinnen. Ihre Kinder werden der schulischen und beruflichen Erziehung und Disziplinierung unterworfen. Alle Arbeitenden und ihre Angehörigen werden Objekt einer neuen Werbewirtschaft, die ihr Begehren weckt und konkrete Wunschbilder liefert. Die solcherart umworbene und disziplinierte Masse zeigt denn auch verstärkt Interesse an Mode, Sport, Motorrädern und Autos, am Spielfilm, am Jazz und an der Popmusik. Gesellschaftliche Ereignisse werden eigens erfunden, um das Erworbene ostentativ vorzuführen und Anerkennung dafür zu finden.

Wie Antonio Gramsci 1934 in einer Gefängniszelle des faschistischen italienischen Staates notiert, sieht auch der Kapitalismus der 1920er und 1930er Jahre die monogame Ehe und die Disziplinierung sexueller Sehnsüchte in der bürgerlichen Ehe vor (Gramsci 1934/1999). Ein neuer, fordistischer Typus der Hausfrau entsteht. Sie wird maßgebliche Agentin im Arbeits- und Reproduktionsprozess und sorgt, sozialmedizinisch kontrolliert, für die Gesundheit und Ernährung der Kinder und den Konsum. Aus derselben fordistischen Logik wird die Ehe als ziviler Vertrag eher auflösbar, wenn sie Erwartungen nicht erfüllt.

Was Codierung und Praxis der romantischen Liebe betrifft, ist ab den 1920er Jahren eine weitere Säkularisierung zu bemerken, etwa in der Aufklärungs- und Sexualberatungsliteratur. Die Liebe wird, wie es Martin Luther schon von der Ehe gesagt hatte, ein „weltlich Ding“. Bürgerliche und sozialdemokratische Eliten diskutieren unter anderem die Kameradschaftsehe. Mann und Frau formulieren für sich den arbeitsmoralischen Auftrag, sich geistig und kulturell in Bezogenheit zu entwickeln und körperlich, psychisch und sexuell bis ins höhere Alter fit zu bleiben. Im Fall der Abnutzung der Beziehung oder massiver Konflikte soll die Kameradschaftsehe aufgelöst und durch eine neue ersetzt werden. – Die fordistische Produktionsweise wirkt also weit über die Fabrikhallen und Großkaufhäuser hinaus. Sie erhöht das Leistungsdenken und den Wettbewerb auf allen Märkten – auch auf dem Markt der intimen Beziehungen.

### **Kommodifizierung der Liebe II: Neoliberalismus**

Schon in der fordistischen, und noch mehr in der neoliberalen Produktionsweise wird eine unerfüllbare Hoffnung rentabel gemacht: Immer öfter und eindrücklicher wird die romantische Liebe (wie auch der von ihr abgelöste, kommerzialisierte Sex) in Virtualisierungen und medialen Surrogaten konsumiert (Illouz 2003). Schon als Kinder und Jugendliche lernen die Postmodernen eine medial simulierte Liebe zu lieben, als kulturindustriellen Artefakt.

Sozialpsychologie und Soziologie beschreiben erstmals um 1950, also schon mitten in der Durchsetzung der fordistischen Produktionsweise in Teilen Europas, einen nächsten ‚Umbau‘ des Subjekts. David Riesman u.a. beobachten eine zunehmende, konformistische Außenlenkung: Den „traditionsgeleiteten“ Menschen der Vormoderne folgen die „innengeleiteten“ Stadtbürger der ersten Moderne, von denen sich die „außengeleiteten“ Menschen der Hoch- und der Spätmoderne unterscheiden. Den letzteren erscheint das

Verhalten der Vielen maßgeblicher als die lebenslange Entfaltung eines eigenen Selbstentwurfs; weichen sie von den Vorbildern ab, entstehen Angst und Unsicherheit, denn die leitende Autorität ist entpersonalisiert und außerhalb von ihnen selbst, sie ist dezentriert (Riesman, Glazer, Denney 1950/1958). Schon die Begründer der Sozialpsychologie, George H. Mead und Erik H. Erikson, die Erfinder des sozialen Konstruktivismus, Alfred Schütz und Thomas Luckmann, Ervin Goffman, Peter L. Berger, und auch die Denker der Kritischen Theorie, Adorno, Horkheimer und Marcuse, diagnostizieren in ähnlicher Weise den Übergang von einem zentrierten patriarchal-bürgerlichen Selbst zu einem dezentrierten *Selbst*: Mehr denn je spüre es den Blick der Anderen auf sich gerichtet, tausche den Lebensberuf und die Betriebstreue gegen Job-Wechsel ein, vor allem um Ansehen und Einkommen zu gewinnen, reagiere umgehend auf modische Änderungen, und so fort. Marcuse betont viel stärker als die anderen Autoren die *manipulative* Kraft der dezentrierten, kulturindustriellen Aktanten (Marcuse 1967/2014).

Die Lebensführung und mit ihr das Beziehungs- und Liebesleben werden experimenteller, riskanter und rücksichtsloser. Was zählt, ist die Akkumulation von nützlichen, stets knappen Ressourcen und Kapitalien. Die Mead'schen Selves – ihrerseits Subjekte der marktorientierten, fordistischen Art – starten euphorisch in eine neue Liebesbeziehung oder in einen neuen Job und zugleich in einen nächsten Lebensabschnitt. Wie den Job wechseln sie auch ihre Lebenspartner und mit der neuen Beziehung auch ihren Wohnort, ihren Kleidungs- und Lebensstil, die Automarke, die Frisur, die Kleidermode, das Lieblingslokal. Selbst die vergleichsweise noch beständigste primäre Beziehung: jene zwischen Eltern und Kind/ern, erscheint unter den Bedingungen permanenter Hochleistung und wiederholter Selbst-Anpassung und beruflicher Mobilität schwieriger und bedarf vermehrt des psychotherapeutischen Rats. In der Tat werden auch schon Kinder und Jugendliche den beschriebenen Dynamiken und Angeboten der Märkte in ‚kindgerechten‘ und ‚jugendkulturellen‘ Formaten unterworfen.

Das auf diese Weise dezentrierte und marktförmige Beziehungs-Selbst ist immer wieder zu einer neuen Selbst-Verpflichtung und zu einer neuen Verliebung bereit. Wem eine glückliche Polyphrenie gelingt, der schafft in seinem Leben auch eine Serie von Lieben.

Erfordert oder begünstigt also jene *condition postmoderne*, die Lyotard in seinem Bericht an den Universitätsrat der Regierung der kanadischen Provinz Québec (Lyotard 1979/1994)) als eine neue „postmoderne“ Kondition des Wissens und der Bildung beschrieb, auch eine

## Umcodierung der Liebe?

\*

Seit etwa drei oder vier Jahrzehnten wird über die Liebe ironisch oder auch skeptisch gesprochen, in der Literatur, auf dem Theater und in der Popkultur, im Alltagsleben und wohl auch in den Beziehungen selbst. Die Ironie sei *die* Trope der Postmoderne, sagt der Geschichtsphilosoph Jan Ankersmit (1993). Aber war sie nicht auch schon die Trope der Romantiker? Wurden die literarischen Exaltationen der romantischen Liebe zu Goethes Zeit als Praxis-Anleitungen missverstanden? Gut zweihundert Jahre später ist in den Momenten des affektiven Überschwangs und des sexuellen Begehrens, in denen ein Mann einer Frau, und auch anders herum „ewige Liebe“ schwören, allen klar, dass dies ein unmögliches Versprechen ist. Umberto Eco beschreibt dies unübertrefflich im Nachwort zu seinem Roman „Im Namen der Rose“:

„Die postmoderne Haltung erscheint mir wie die eines Mannes, der eine kluge und sehr belezene Frau liebt und daher weiß, dass er ihr nicht sagen kann ‚Ich liebe dich inniglich‘, weil er weiß, dass sie weiß (und dass sie weiß, dass er weiß), dass genau diese Worte schon, sagen wir, von Liala geschrieben worden sind. Es gibt jedoch eine Lösung. Er kann ihr sagen: ‚Wie jetzt Liala sagen würde: Ich liebe dich inniglich.‘“ (Eco 1986, 78 ff.).

Durch die ironische Brechung des Liebes-Codes, der früheren Generationen der alten Mittelklasse (Bürgern und Kleinbürgern) noch schicksalhaft schien, gewinnt die Kommunikation der Liebenden eine Meta-Ebene hinzu. Auf ihr lässt sich besprechen, worauf man hoffen kann und es in seiner Erfüllbarkeit bezweifeln muss. Die Gleichzeitigkeit der Hoffnung und des Zweifels wird das Markenzeichen der spätmodernen Kondition des Wissens, auch des spätmodernen Wissens über die Liebe. Wie Eco klarmacht, geht es um ein neues Wissen um die Liebe und das sexuelle Begehren im Alltagsleben. Entgegen einer derzeit sich verbreitenden Deutung (Kakutani 2018) hat die von Lyotard so benannte postmoderne Kondition des Wissens mit den Trumpschen Lügen und Fake News wenig zu tun. Im Feld der Liebe und des sexuellen Begehrens bewirkt dieses Wissen das genaue Gegenteil: eine neue Form der intellektuellen Redlichkeit und der relativen, bestmöglichen Ehrlichkeit sich selber gegenüber auf einem von Lüge und Selbst-Täuschung beherrschten Terrain. Den hier nur noch möglichen Liebes-Code bezeichne ich als den Code der

„skeptisch-romantischen Liebe“ (Sieder 2008, 23 ff.).

Die ironische Rede ist freilich nicht uniform, sie wird ja auch nicht von einem heimlichen Dirigenten konzertiert, sondern nährt sich aus vielen individuellen Enttäuschungen. Die Enttäuschten reagieren unterschiedlich und oft paradox: Weil sie für sich erhoffen, was sie doch bezweifeln müssen, feiern sie den Beginn einer nächsten, neuen Liebe und inszenieren ihre Hochzeit als ein üppiges, neo-romantisches Fest.

Während frühere Generationen aus der Verliebtheit mit der Zeit nahezu wie von selbst in ein weniger aufgeregtes Zusammenleben fanden, wählen Menschen der Spätmoderne immer öfter die durch ehe- und familienrechtliche Reformen leichter gewordene, doch in jeder Hinsicht kostspielige Trennung und suchen nach einer nächsten romantischen Liebe. Am Ende wird es in vielen Fällen doch nur die Wiederholung desselben sein; bei erhöhten Umsätzen aller beteiligten Industrien und Gewerbe, und in der Illusion eines trotz aller Schwierigkeiten irgendwie freier gewordenen Lebens.

Die außengeleiteten Menschen der Spätmoderne verzeichnen ihre Erfahrungen in einem kaum mehr aufgeschriebenen, sondern in einem medial leichter veränderbaren oralen und visuellen Narrativ. Der Auftrag, *die Gleichen* zu bleiben, ist ihnen erlassen. *Dieselben* sollen sie bei steter Veränderungs- und Lernbereitschaft sein. Biographische Interviews zeigen denn auch die Neuentwürfe der Beziehungen nach der letzten Trennung oder Scheidung in den hier beschriebenen Mustern (Sieder 2008).

In Analogie zu vergleichbaren Phänomenen in Architektur, Philosophie und Literatur in den 1970er und 1980er Jahren (Welsch 1991) kann das in dieser zukunfts-offenen, die eigene Geschichte klitternden Form auch eine *postmoderne* Re-Codierung der Liebe und des sexuellen Begehren genannt werden. ‚Postmodern‘ im präzisen Sinne Lyotards ist die späte Moderne vor allem *kulturell*, in ihren Textierungen, Visualisierungen und Deutungen.

Jene virtuelle Schließung des Lebenslaufs, der in der bürgerlichen Vorstellung noch eine dauernde Selbst-Entwicklung vorsah und eine behutsame Näherung an den eigenen Tod, zerfällt in eine Serie mehr oder minder gleichwertiger Episoden mit Lebensabschnitts-Partnern und Sexualpartnern aller Art. Teilen die einander Begegnenden die ironische Haltung, werden sie leichter in ein Bett gelangen und auch wieder heraus.

Die Ironie, die in eine anfänglich so ernst gemeinte Sache eingekehrt ist, dürfte also doch mehr sein als eine kurzlebige Mode. In einem sozial-technischen Sinn ist sie beziehungs- und trennungsfunktional. Sie führt zu einem höheren Umsatz in den Betten und hält die Subjekte

in mehr oder minder aufgeregter Selbst-Veränderung, wenn auch mit der Gefahr, dass sexuelle Übersättigung oder soziale Ermattung eintritt. Ein Teil der Spätmodernen zieht sich schon in jungem Alter in den *chastity underground* zurück, wovon empirische Sexualforscher seit einigen Jahren zu berichten wissen (Sigusch 2005).

Nicht selten löst der Anfang einer neuen Liebe das abrupte Ende einer gealterten Liebe aus. Die Verwandlung des geliebten Menschen in einen wenig geschätzten, ja oft dämonisierten Anderen verblüfft vor allem die Beteiligten selbst. Sie lernen, mit dem wiederholten Verlust von Liebe umzugehen, ohne die Liebe selbst abzuwerten oder gar für immer zu verwerfen. Eine Alternative ist, statt der Liebe den Partner, die Partnerin abzuwerten, ja zu dämonisieren. Auf die Idealisierung des oder der Geliebten folgt dann oft die bodenlose Entidealisierung jenes Menschen, der sich so sehr zu seinem Nachteil verändert habe (Eiguer, Ruffiot 1991). Dies ist insofern wieder ‚produktiv‘ im sozialökonomischen Sinn, als es den gnadenlosen Kampf der Getrennten um das erworbene Eigentum und die materiellen Interessen erst möglich und erforderlich macht. Einerseits befreit der rechtstechnisch beschleunigte Vorgang der Trennung und Scheidung die zügige Selbstentsorgung aus unglücklichen Beziehungen, andererseits erhöht er den Anspruch an die Qualität der nächsten Liebes-Beziehung derart, dass ihn kaum jemand auf Dauer erfüllen kann.

\*

Die zweite, neoliberale Stufe der Kommodifizierung macht die Liebe nicht nur zu einem offenen und drängenden Wunsch. In der Enttäuschung erzeugt sie auch einen Überschuss an Kritik oder Skepsis und mindert die Fähigkeit zu Kompromissen, zu Rollendistanz, Empathie und Ambiguitätstoleranz. Das sind basale Fähigkeiten, um den subjektiven Belastungen, dem erhöhten Leistungsdruck, der verschärften Konkurrenz und dem Erfolgswang standzuhalten (Krappmann 2005, 133 ff.). Übrigens geht es nicht nur der romantischen Liebe schlecht. Auch Freundschaften leiden, auch sie werden rascher vernutzt und beruflich oder geschäftlich instrumentalisiert. Wie sagte Karl Marx sinngemäß voraus: Nach und nach werden *alle* sozialen Beziehungen der Logik des Kapitals und dem Zwang zum sozialökonomischen Erfolg subsumiert werden. Es scheint so zu sein.

\*

Irgendwann, freilich, werden auch die Spätmodernen müde sein und sich zur Ruhe setzen. Bis dahin aber leben sie, offen oder heimlich, sukzessiv polygam. Trotz aller Wiederholung haben sie bei den jeweiligen Neuanfängen wenig Schwierigkeiten, die Schmetterlinge im Bauch nochmals (ein nächstes, ein letztes Mal...) zum Fliegen zu bringen. Das Imaginäre an der Liebe, die Sehnsucht nach ihr, wird weiterhin von den Bildern und Tönen des gesellschaftlichen und massenmedialen Diskurses genährt. Daran ändern auch ironische oder skeptische Zwischentöne nichts. Vielleicht wird das, was man in seiner Realisierbarkeit bezweifelt, noch mehr begehrt. Das Virtuelle und Imaginäre ist selber eine sozialökonomisch produktive Kraft, und nicht nur die Spiegelung des Materiellen. (Castoriadis 1990)

\*

Nach und nach verlor die romantische Liebe über zweihundert Jahre einiges von ihrer Magie. Auch das ist, mit Max Weber, ein Teil der Entzauberung der Welt. Die Liebe wurde vom Schicksal zum Spiel, das man ernstnehmen kann, aber nicht muss, das man auch schelmisch oder listig oder mit Hintergedanken betreiben, oder auch ganz lassen mag. Die Idee, dass es für alles eine Lösung gebe, die man üben und lernen kann, rief die Coaches und Psychotherapeutinnen auf den Plan: Das Beziehungsleben und die Elternschaft, selbst die Kindheit wurden in der späten Moderne eine *Therapy Culture* (Furedi 2004; Illouz 2009). Die Redeweisen der Therapeutinnen und Therapeuten zogen in die intimsten Gespräche der Paare ein. Das spätmoderne Subjekt ist aber auch sein eigener Psychotherapeut. Viele spüren, dass hier einiges zu lernen und zu verändern ist. Die Fähigkeit, nachhaltiger zu lieben, ohne den geliebten Menschen besitzen oder gar einsperren zu wollen, ist beispielsweise ein neues Lernziel. Es ist fordistisch *und* liberal. So und ähnlich lauten auch die Angebote der Paar-, Familien- und Sexualtherapeuten (Clement 2004; Schnarch 2007). Ihre Versprechen sind im Grunde noch fordistisch getönt: Es komme auf die richtige Technik und auf mehr Wissen, letztlich auf (Selbst-)Kontrolle und die richtigen Ratgeber an. Andere Therapeuten (interessanter Weise sind es meist Männer) rufen zu Bescheidenheit auf, manche empfehlen die Rückkehr zur Treue (Willi u. Limacher 2005; Retzer 2004 u. 2009). Pragmatiker (oder sind es Zyniker?) fordern mehr Beständigkeit in der Ehe, aber auch die Bereitschaft zum romantischen Seitensprung; er sei wichtig, um die Ehe auszuhalten – ein nicht ganz neues

Modell. Neu daran ist, dass auch die postfordistische Frau, kaufkräftige und erwerbstätige Konsumentin wie der Mann, zum Seitensprung animiert wird. Die Vielfalt der psychotherapeutischen Angebote wirkt wie ein Reflex auf die offener gewordene Codierung von Liebe und die Verabschiedung jeder transmontanen, für alle geltenden normativen Beziehungs-Moral. Situative Verhandlungsmoral und Geschick, Taktik und Strategie, Akkumulation, Optimierung im Zweck-Mittel-Verhältnis sollen nun auch in den privaten und intimen Beziehungen gelten.

### Zitierte Literatur

Ankersmit Frank, Wir schauen in einen Spiegel und sehen einen Anderen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 4 (1993), Heft 3, 457-465.

Baader Meike S., Eßer Florian, Schröder Wolfgang, Hg., Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge, Frankfurt/M. 2014.

Barthes Roland, Fragmente einer Sprache der Liebe, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1984.

Beck-Gernsheim Elisabeth u. Ulrich Beck, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M. 1990.

Berger Peter L., Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Aus dem Amerikanischen von Monika Plessner, Frankfurt/M. 1988.

Berger Peter L., Altäre der Moderne. Religion in pluralistischen Gesellschaften. Aus dem Englischen von Ruth Pauli, Frankfurt/M. u. New York 2015.

Bhabha Homi, Die Verortung der Kultur, Tübingen 2000.

Bourdieu Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel, Hg., Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183-198.

Bühler Susanne, Elternschaft gleichgeschlechtlicher Paare?, in: Familienfragen. Informationsbulletin der Zentralstelle für Familienfragen am Bundesamt für Sozialversicherung, Gleichgeschlechtliche Paare: Auf dem Weg zur Gleichstellung, Heft 2/2000, Bern 2000, 17-20.

Castoriadis Cornelius, Gesellschaft als imaginäre Institution, Entwurf einer politischen

Philosophie. Übersetzt von Horst Brühmann, Frankfurt/M.1990.

Clement Ulrich, Systemische Sexualtherapie, Stuttgart 2004.

Eco Umberto, Postmodernismus, Ironie und Vergnügen, in: ders., Nachschrift zum „Namen der Rose“, München 1986, 78 ff.

Eiguer Alberto, André Ruffiot, Das Paar und die Liebe. Psychoanalytische Paartherapie, Stuttgart 1991.

Eisenstadt Shmuel N., Die Vielfalt der Moderne, Weilerswist 2000.

Eisenstadt Shmuel N., Kulturen der Achsenzeit II (3 Bände), Frankfurt/M. 1992.

Elias Norbert, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bände, Frankfurt/M.1976.

Foucault Michel, Die Geburt der Sozialmedizin (Vortrag 1976), in: ders., Dits et Ecrits. Schriften, Band III 1976-1979. Hg. von Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt/M. 2003, Nr. 196, 272-297.

Furedi Frank, Therapy Culture. Cultivating vulnerability in an uncertain age, London u. New York 2004.

Gramsci Antonio, Gefängnis Hefte, Band 9, Zweiundzwanzigstes Heft (V), 1934. Amerikanismus und Fordismus, Hamburg 1999, 2061-2102. §§ 1-16.

Hahn Alois, Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt/M. 2000.

Hawkins Alan J. u. David C. Dollahite, Hg., Generative Fathering. Beyond Deficit Perspectives, Thousand Oaks/CA 1997.

Heiliger Anita, Allein erziehen als Befreiung. Mutter-Kind-Familien als positive Sozialisationsform und als gesellschaftliche Chance, 2. Aufl., Pfaffenweiler 1993.

Herrmann-Green Lisa, Monika Herrmann-Green, Familien mit lesbischen Eltern in Deutschland, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 21 (2008), Heft 4, 319-340.

Illouz Eva, Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt/M. 2003.

Jurcyk Karin, Andreas Lange, Hg., Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh 2009.

Kakutani Michiko, The Death of Truth, London 2018.

Krappmann Lothar, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen (1969), 10. Aufl., Stuttgart 2005.

Luckmann Thomas, Die unsichtbare Religion. Mit einem Vorwort von Hubert Knoblauch, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1993.

Luhmann Niklas, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1983.

Lyotard Jean-François, La condition postmoderne, Paris 1979; deutsch: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1994.

Marcuse Herbert, Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft (1967). Hg. v. Peter-Erwin Jansen, Springe 2014.

Matzner Michael, Vaterschaft heute. Klischees und soziale Wirklichkeit, Frankfurt/M. 1998.

Matzner Michael, Vaterschaft aus der Sicht von Vätern, Wiesbaden 2004.

Mesner Maria, Geburten/Kontrolle. Reproduktionspolitik im 20. Jahrhundert, Wien u.a. 2010.

Mesquita Sushila, Homo.Ehe.Norm. Ambivalenzen der (Hetero-)Normalisierung im Schweizer Partnerschaftsgesetz, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 20 (2009), Band 3, Ehe.Norm, hg. v. Maria Mesner, 134-144.

Mottl Ingeborg, Kindesunterhalt, Obsorgeregelung und Besuchsrecht bei Ehescheidung, in: Ulrike Aichhorn, Hg., Frauen und Recht, Wien 1997.

Neuwirth Karin, „Kampf der Geschlechter“. Gewaltschutz sowie Obsorge- und Besuchsregelungen nach der Scheidung, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 20 (2009), Band 3, Ehe.Norm, hg. v. Maria Mesner, 145-159.

Pelikan Christa, Erwartungen zur Implementierung der Gemeinsamen Obsorge in Österreich, Studie im Auftrag der MA 57, Frauenbüro Wien, Wien 2002.

Pirhofer Gottfried, Reinhard Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik, in: Michael Mitterauer u. Reinhard Sieder, Hg., Historische Familienforschung, 2. Aufl., Frankfurt/M. 2016, 326-368.

Reckwitz Andreas, Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin 2019.

Resch Christine, Heinz Steinert, Der Fortschritt der Kritischen Theorie, in: Reinhard Sieder, Hg., Fortschritt. (= Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 20. Jg., Band 1), Wien 2009, 66-93.

Retzer Arnold, Systemische Paartherapie. Konzepte – Methode – Praxis, Stuttgart 2004.

Retzer Arnold, Lob der Vernunftfehe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe, Frankfurt/M. 2009.

Riesebrodt Martin, Die Rückkehr der Religionen. Fundamentalismus und der „Kampf der Kulturen“, 2. Aufl., München 2001.

Riesman David, Nathan Glazer, Reuel Denney, The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, 1950, deutsch: Die einsame Masse, Reinbek 1958.

Sartre Jean-Paul, Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Ges. Werke in Einzelausgaben, Philosophische Schriften, Bd. 3, Reinbeck bei Hamburg 1993.

Schnarch David, Die Psychologie sexueller Leidenschaft, Mit einem Vorwort von Jürg Willi, 4. Aufl., Stuttgart 2007.

Schneider Werner, Die neuen Väter. Chancen und Risiken. Zum Wandel der Vaterrolle in Familie und Gesellschaft, Augsburg 1989.

Sieder Reinhard, Die Liebe der Ledigen auf dem Land. Intime Beziehungen der Dienstboten um 1800, in: ders., Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004a, 95-126.

Sieder Reinhard, Von der romantischen Liebe zur skeptischen Liebe? in: ders., Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004b, 167-209.

Sieder Reinhard, Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Mit einem Vorwort von Helm Stierlin, Stuttgart 2008.

Sieder Reinhard, Haus und Familie. Regime der Reproduktion in Lateinamerika, China und Europa, in: Reinhard Sieder u. Ernst Langthaler, Hg., Globalgeschichte 1800-2010, Wien, Köln, Weimar 2010, 285-341.

Sieder Reinhard, From Patriarchy to New Fatherhood. Private family life and modernization in 20<sup>th</sup> century's Austria, in: Günter Bischof, Anton Pelinka, Hg., The Americanization / Westernization of Austria, 1st edition 2004, 2nd edition Routledge 2017. Neu überarbeitet und erweitert als [PDF Download](#) auf der Website reinhard-sieder.at.

Sieder Reinhard, Von Patriarchen und anderen Vätern. Männer in Familien nach Trennung und Scheidung, in: Franz X. Eder, Hg., Im Inneren der Männlichkeit, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (OeZG) 11 (2000), H. 3, 83–107.

Sieder Reinhard, Wohnen und Haushalten im Gemeindebau. Politischer Diskurs, Repräsentation, Praxis, kulturelle Folgen, in: Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten,

Praxis, hg. v. Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Birkhäuser, Basel 2019, 234–241.

Sigusch Volkmar, Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion, Frankfurt/M. u. New York 2005.

Simsa Ruth, Kein Herr im Haus. Alleinerziehen – Eine Auseinandersetzung, Frankfurt/M. 1994.

Steigerwald Jörn, Um 1700. Galanterie als Konfiguration von Préciosité, Libertinage und Pornographie. Am Beispiel der Lettres portugaises, in: Thomas Borgstedt u. Andreas Sobach, Hg., Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle, Dresden 2001, 275-304.

Walter Heinz, Hg., Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie, Gießen 2002.

Welsch Wolfgang, Unsere postmoderne Moderne, 3. durchgesehene Aufl., Weinheim 1991.

Willi Jürg u. Bernhard Limacher, Hg., Wenn die Liebe schwindet. Möglichkeiten und Grenzen der Paartherapie, Stuttgart 2005.